

# Die Neue Welt



Nr. 24

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1897

## Dämon Dampf.

Von S. Ströbel.

Bur Heimath fuhr ich. Aus dem Zuge sah  
Ich rechts und links die schwarzen Schlotte rauchen,  
Und Dörfer, Städte, Schlotte fern und nah  
Sah ruhig ich dem fahlen Dunst enttauchen.  
So grau das Feld, selbst das Getreide stand  
So müd und grämlich, reglos auf den Halmen.  
Die Sonne sank mit bleichem, fahlem Brand,  
Drin schwefelgelb die Wolken Rauches qualmen.

Die Sonne sank. Da sah vor meinem Blick  
Die düstern Mauern ich gleich Luft zerfließen,  
Und sah das Rädern, Stampfen der Fabrik,  
Die Kolben, Stangen auf- und niederschiefen.  
Die Hebel ächzten, fauchend wick der Dampf,  
In schwerem Takte fiel der Hämmer Dröhnen,  
Und durch der Arbeit fieberhaften Krampf  
Vernahm ich leis der bleichen Menschen Stöhnen.

Die Sonne kam. Und aus dem Nebelmeer  
Kings dunkelte das Grün der wald'gen Kuppen,  
Im Morgengolde wogten Saaten schwer,  
Schmuck lagen Dörfer zwischen Obstbaumgruppen.  
Mein Heimathland! Noch raubt dir nicht die Zeit  
Die üpp'ge Fülle deiner grünen Locken,  
Auf deiner Fluren lachend Blumenkleid  
Nie fielen noch des Rußes schwarze Flocken!

Die Sonne stieg. Da sah am Waldesrand,  
Wo sonst der Jäger einsam pflegt zu pirschen,  
Ich hingemäht der Bäume stolze Wand  
Und hört' die Säge in den Stämmen knirschen.  
Und an dem Hang, wo sonst die Haide blüht',  
Die Blindschleich' sich am warmen Steine sonnte,  
Da lag das Werk, und schwarz der Schornstein sprüht  
Den Trauerflor, bis fern zum Horizonte.

Und tief im Forst, wo friedlich einst geraucht  
Vor wenig Jahren noch des Köhlers Meiler,  
Gewahrt' ich, wie aus Buchenfirnen taucht'  
Koth eines Riesenschornsteins Backsteinpfeiler;  
Selbst das Geländ, wo ehemals blank geweht  
Das Wildschwein wühlend die gebog'nen Hauer,  
Gelichtet war's, von Gräben quer durchseht,  
Und durch die Stämme blickt der Häuser Mauer.

Da ward ich traurig. Wie der Jugend Noth  
In grüner Wildniß trozig ich vergraben,  
Mußt ich gedenken; wie durch's Abendroth  
Gleich schwarzer Wolke flog das Volk der Raben,  
Wie ich dem Rothwildrudel nachgespürt,  
Bis ich's erspäht im finstern Grund der Tannen,  
Und wie der Wind die Nadeln leis gerührt  
Und Träume seltsam meinen Geist umspannen...

Dann sah erlöschten ich im fahlen Grau  
Der Sonne Gold, und durch der Hämmer Dröhnen  
Erzitterte der Heimatherde Bau,  
Dazwischen hört' ich leis der Menschen Stöhnen —  
Doch plötzlich riß der grauen Wolken Wand  
Zäh in zwei Hälften, die zur Seite wallten,  
Und purpurn in der Morgensonne Brand  
Ein Riesenbanner sah ich stolz entfalten!

Und hell durch's Hirn schoß mir ein lichter Strahl  
Und scheuchte fort die quälenden Gesichte —  
Und wieder späht' ich über Berg und Thal  
Und sah die Spur der Arbeit der Geschichte.  
Glückauf zu deinem Werke, Dämon Dampf!  
Magst du auch mein Idyll in Trümmer schlagen,  
Du bahnst die Breschen für der Menschheit Kampf  
Und baust die Brücke zu der Zukunft Tagen!





## Die Fünfhundertthalerscheine.

Von E. Zimmermann-Hirschfeld.

Es war erst kurz nach sieben Uhr des Morgens, doch brannte die Sonne schon heiß auf Marktplatz und Straßen der kleinen ostpreussischen Stadt Liebenmühl herab, denn es war im Hochsommer.

Oben hatte die alte Mentöre Ziegler, wie sie jeden Morgen und Abend das zu thun pflegte, nachgesehen, ob ihre fünftausend Thaler auch noch beisammen wären, die sie in wohlgezahlten zehn preussischen Fünfhundertthalerscheinen in einem verschlossenen und vielmals umhüllten Kästchen auf dem tiefsten Grunde ihres Kleiderschranks, unter Wäsche und Wollachen wohl verwahrt, liegen hatte, und da keines der Papiere gefehlt hatte, auch alle dazu gehörigen Koupons vorhanden gewesen waren, machte sie sich nun befriedigt daran, sich zum Ausgange auf den Markt bereit zu machen, denn heute war Markttag im Städtchen.

Den schwarzen Rock legte sie an und die blaue Taille, band auch eine schwarze Schürze vor, und den Kopf bedeckte sie mit einem dunkelblauen, wollenen Tuche, und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß die von Außen in die Küche führende Thür und die Fenster gut geschlossen waren, auch nicht vergessen hatte, mit der von der Junge besenchteten Hand noch einige Male über Schürze und Rock zu fahren, um etwa darauf haftende Federflecken zu entfernen, ergriff sie den großen, braun lackirten Marktkorb und trat aus der Thür ihres Wohnzimmers.

Sofort fuhr sie aber, giftig ausspeidend, zurück; denn eben ging die Bewohnerin der hinteren Parterreräume, die Hebamme Duint, vorüber, mit der die Alte, des Gartens auf dem Hofe wegen, beständig im Streite lag. Sie ärgerte sich stets, wenn sie jene Person sah, die stets gespreizt that und an ihr vorbeiging, als wäre sie Lust, warf ihre Thüre ins Schloß, blieb hinter derselben stehen und wartete, bis die Hebamme weit genug fort war.

Nun erst trat sie wieder auf den Flur, drehte zweimal den Schlüssel im Schloß herum und mühsam stieg sie dann die wenigen, aus Pflastersteinen hergestellten Stufen zur Straße hinunter, denn sie war schon schwach auf den Beinen.

Mit grämlichen Gesicht schob die Alte sich vorwärts, dem Markte zu. Auf ihrem Wege wurde sie von der verwittweten Steuerkontrollleurin Ghm eingeholt, einer geschwägigen, stets nach Neuigkeiten jagenden Dame, die, ganz außer Athem und nach Luft schnappend, hinter ihr her schrie, ob sie denn schon wisse, daß die letzte Nacht beim Fleischer ein Einbruch verübt worden wäre, daß eine ganze Anzahl Schinken und Würste fehlten, und daß man von den Dieben noch nicht die geringste Spur hätte.

Den Mund aufreißend drehte die Alte sich um und dann erschraf sie heftig; sie dachte an ihre fünftausend Thaler im Kleiderschrank.

Obgleich sie beim Gedanken daran, daß sie eben noch Alles in Ordnung gefunden und zudem ihr Geld gut verwahrt hatte, sich etwas beruhigte, blieb doch noch einige Besorgniß in ihr zurück, und auf dem ganzen ferneren Wege klagte sie der Kontrollleurin von den verderbten Zeiten, der verlotterten Jugend und den schlechten Menschen, und diese pflichtete Allem bei, indem sie mit überzeugten Ernst dazu nickte. Auch erinnerte die Frau Kontrollleurin an andere Diebstähle, die vor Jahr und Tag im Städtchen vorgekommen waren, und mit einem Seitenblick auf die Alte fügte sie hinzu, daß Der glücklich sein könnte, der kein Geld zu bewahren hätte.

Endlich kamen die Frauen auf dem Markte an und mischten sich unter die durcheinander wogende, rufende, schweigende, schimpfende und handelnde Menge.

Da gingen Frauen von Stand zu Stand, bestasteten das Geflügel, fragten nach dem Preise, machten niedrigere Gebote, gaben die zappelnden Thiere wieder zurück, kamen dann wieder und boten von Neuem; dort betrachteten Andere die Butter, die die Bauernfrauen in große, grüne Blätter eingeschlagen in Körben feilhielten, und die Käuferinnen

kosteten die Stücke, indem sie mit dem Nagel des Daumens ein Wenig von der weichen Masse herunterrißen und es prüfend auf der Zunge zergehen ließen. Noch Andere hielten die Eier gegen das Licht, ließen eine Mandel oder auch zwei sich einpacken, handelten dann und feilschten und drohten endlich, die Waare zurückgeben zu wollen, wenn sie nicht auf jede Mandel ein Stück gratis bekommen würden.

Die Alte machte Alles das eben so, denn sie verstand sich aufs Einkufen, und als sie damit fertig war, schlenderte sie gleich den anderen Hausfrauen noch ein wenig auf dem Markte umher; sie ging „die Waare besehen“, wie der Ausdruck dafür lautete.

Bei diesem Bummeln hörte sie überall von dem Diebstahl sprechen, jede der Frauen, die sie traf, erzählte den Vorfall anders, noch mehr ausgeschmückt und mit mehr Einzelheiten, und als die Alte heimging, dachte sie an weiter nichts, als an den Diebstahl, und fortwährend murmelte sie vor sich hin: „Ja, es ist doch schlimm, bestohlen zu werden . . . das ist schlimm . . . ist doch schlimm . . .“

Zu Haus angekommen, prüfte sie ängstlich Thüren und Fenster; da aber anscheinend Alles so war, wie sie es verlassen hatte, machte sie sich beruhigt an das Vereiten ihrer Mittagsmahlzeit.

Dabei fiel ihr ein, daß sie der Lehrersfrau im ersten Stock noch ein Ei schuldet, und sie eilte, es wiederzugeben, vergaß sogar im Eifer, die in die Küche führende Thür abzuschließen.

Die Müllkehr verzögerte sich; denn die Lehrersfrau hatte den genauesten Bericht über den Einbruch, da des Fleischers ältester Junge bei ihrem Manne in die Schule ging, und als Frau Ziegler wieder in die Küche trat, waren wohl zwanzig Minuten vergangen.

Mit Schrecken nahm sie wahr, daß sie vergessen hatte, die Thür abzuschließen; alle Diebesgeschichten kamen ihr in den Sinn, und ohne einen Augenblick zu verziehen, stürzte sie sich auf den Kleiderschrank.

Das Kästchen war noch da, Gott sei Dank, aber was war das? — — —

Die Alte zählte ihre Scheine und zählte, zählte, bis ihr dicke Schweißtropfen auf der Stirn standen, es half nichts, es waren nur noch neun Scheine vorhanden, einer fehlte, fünfhundert Thaler fehlten!

Eine dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich der alten Frau; sie war bestohlen worden, bestohlen um fünfhundert Thaler! Und im Geiste sah sie schon den Dieb wiederkommen, sah ihn einen der Scheine nach dem anderen holen, bis sie zuletzt nichts mehr hatte, nichts . . . bis sie würde betteln müssen. . .

Sie stöhnte wild auf, fing an zu schluchzen und schlug sich mit den Fäusten die Stirn. Was sollte sie nun machen, wer würde ihr helfen? . . .

Und sie sah und sah und vergaß das Essen, und sie zählte und zählte und fing immer wieder von Neuem an. — Aber es half nichts, fünfhundert Thaler waren verschwunden, es waren nur neun Scheine noch vorhanden.

Die Sonne verschwand hinter den niedrigen Häusern der gegenüberliegenden Straßenseiten, aber noch immer sah die alte Frau wie betäubt, ohne bestimmte Gedanken. . . .

Da kam auf einmal Leben in sie; hier durfte das Geld nicht mehr bleiben. Und nach kurzer Ueberlegung schloß sie Thüren und Fenster, setzte sich in die Küche, damit sie von der Straße her nicht beobachtet werden könnte, und beim Scheine einer Lampe nähte sie die Papiere in den Rock, den sie gewöhnlich trug.

Als sie damit fertig war, nickte sie befriedigt; da würde der Dieb das Geld nicht finden. Wenn sie nur den Dieb erst wüßte. . . .

Im Hofgebäude des Grundstücks, in dem die Alte wohnte, hatte sich eine Kartenlegerin niedergelassen, zu der ging sie in der Dämmerungsstunde.

Die legte ihr die Karten und sagte ihr unter Anderem, daß sie durch eine ihr feindliche Dame in allernächster Zeit einen Verlust erleiden würde.

Die Alte nickte befriedigt. Einen Verlust hatte sie erlitten, und die feindliche Dame war keine andere, als die Hebamme. Sie erinnerte sich nun auch, daß sie hinten eine Thür hatte schnell zuschlagen hören, als sie Mittags die Treppe heruntergekommen war.

„So Eine“ — murmelte sie vor sich hin, als sie über den Hof ging — „kommt sie ihr das Geld wegnehmen! Aber sie sollte sich schon hüten.“ dachte sie, und warf dabei einen haßerfüllten Blick zu den Fenstern der Hebamme hinüber.

Und nun sie einmal Verdacht gefaßt hatte, fraß der Gedanke in ihr weiter wie ein Feuerflämmchen, das in einen Strohhaufen gerathen ist, und der Haß war der scharfe Windzug, der das Flämmchen zu heller Lohe aufschürte. Der Haß trieb sie auch in den Garten, als die Stadt zur Ruhe ging, an das Fenster ihrer Feindin, und scharf spähte sie durch den herzförmigen Ausschnitt in der Fensterlade in deren Stube hinein.

Sie wußte selbst nicht, wozu dies Beginnen nügen sollte, aber ihr war, als könnte das ihr etwas helfen, als würde sie dabei ihren Schein wenigstens zu sehen bekommen. . . .

Während sie da so auf der Lauer stand, zitternd wie der unerfahrene Jäger, der das Nahen des Hochwildes erwartet, vernahm sie auf einmal von der Seite her eine hämische Stimme: „Na, da weiß man endlich, wo meine Birnen bleiben!“

Die Alte fuhr auf; die Hebamme stand nicht weit von ihr. Und wie sie die sah und die Beschuldigung hörte, da faßte sie eine solche Wuth, daß sie kaum zu sprechen vermochte; eine Zeitlang kamen ihr nur unartikulirte Laute aus der Kehle.

Dann aber brach sie los.

„Sie,“ — fuhr sie die Hebamme an, — „sie wollte sie des Diebstahls beschuldigen! Da wäre gerade sie die Rechte! Und nun ergoß ein Strom von Beleidigungen sich über die Frau.“

Wie zwei Kampfhähne standen die beiden Weiber sich gegenüber; Beschuldigung auf Beschuldigung schlenberten sie einander ins Gesicht; das ganze Haus kam in Aufruhr, und schließlich rannte die Hebamme heulend zum Gendarmen.

Der kam im Vollgefühl seiner Wichtigkeit und machte sich sofort daran, den Fall zu „untersuchen“.

Neue Beleidigungen schlenberten die Frauen einander ins Gesicht; es folgten neue Beschuldigungen und Anklagen und nach Verlauf von einer halben Stunde warf sich der Gendarm endlich in die Brust und erklärte, daß ihm die Erzählung der Alten von den fünfhundert Thalern und der Deutung der Kartenlegerin sehr unwahrscheinlich vorkäme, daß dagegen Beleidigungen, schwere Beleidigungen auf beiden Seiten unstreitig gefallen wären. Wenn die Frau Ziegler aber ihre Beschuldigung aufrecht erhalten wollte, dann würde morgen eine genauere Untersuchung stattfinden.

Die Frauen aus dem ganzen Hause waren zusammen gekommen; tuschelnd und flüsternd standen sie beieinander. Als verhöhnten sie sie, kam es der Alten vor, und mit einer vor Aufregung heiseren Stimme schrie sie, daß sie gegen alle Welt ihre Behauptung aufrecht erhielt! Man möchte nur kommen und untersuchen, möchte nur kommen. Sie wüßte, was sie wüßte, hätte Augen zu sehen, und kein Gericht der Welt würde sie überdöseln. Dem Ehrlichen sähe sie schon an den Augen an, daß er ehrlich sei.

Während fuhr die Hebamme auf; einen Augenblick stand sie mit geballten Fäusten, als wollte sie sich auf ihre Gegnerin stürzen und ihr das Gesicht zertrümmern, dann spie sie der aber giftig vor die Füße, rannte in ihre Stube und ließ dabei die Thür krachend hinter sich ins Schloß fallen.

Die Alte sah ihr nach: „Wir werden morgen schon sehen!“ rief sie drohend hinter der Feindin her und hob die geballte Faust, und dann schloß auch sie in ihre Wohnung. Kopfschüttelnd ging der Gendarm davon.

Am nächsten Morgen war er wieder in der Wohnung der Mentöre, den Thatbestand eingehend zu untersuchen. Er ließ die neun vorhandenen Scheine sich vorweisen, wozu die Alte nach heftigem Sträuben sich verstand; dann begehrte er den Kasten zu sehen, in dem sie bis gestern Mittag gelegen hatten, und den Ort, an dem dieser Kasten gestanden hatte.

Die Alte öffnete beide Flügel am Kleiderschrank, ließ vor demselben auf die Kniee sich nieder und begann auf dem Boden des Schrankes unter den



dort aufgehäuften Bekleidungs- und Wäschegegenständen nach dem in einer Ecke verwahrten Kasten zu suchen.

Plötzlich hielt sie fast erschrocken inne; ihre Hände hatten etwas Steifes gehabt, etwas, das sich anfühlte wie ein Staatspapier. . . .

Sie zog das hervor, sah es an, immer wieder und wieder . . . es war der fehlende zehnte Fünfhundertthalerschein.

Der Gendarm sah auf die Frau herab.

„Na,“ sagte er, „was giebt's denn?“

Frau Ziegler wies lautlos das Papier vor.

„Das ist der zehnte?“ fragte der Gendarm.

Die Frau nickte.

„Zum Donnerwetter,“ fuhr der Beamte nun los, „da machen Sie einen solchen Skandal, alarmieren die ganze Stadt, beschuldigen eine ehrliche, unbescholtene Frau, und Sie haben das Geld hier liegen?! . . . Das ist doch stark! Eine Injurie ohnegleichen, eine Injurie. . . .“

Die Alte sah den Mann noch immer an. Nun lächelte sie eigen, und sagte dann langsam: „Das kennt man. Wenn man erwischt ist, da kommt man und legt das Gestohlene wieder an seinen Platz.“

„Zum Donnerwetter,“ schimpfte der Beamte wieder los, „haben Sie denn die Nacht über die Thür nicht verschlossen gehabt, war der Kleiderschrank nicht verschlossen? Wie kann die Frau Quint denn in Ihrer Stube gewesen sein! Gehen Sie lieber zu ihr, bitten Sie sie um Verzeihung und geben Sie ihr eine Ehrenerklärung im Kreisblatte, sonst kann die Sache für Sie noch unangenehme Folgen haben und Ihnen genug Kosten verursachen.“

„Um Verzeihung bitten,“ sagte die Alte, „sie um Verzeihung bitten, die —“, und mit verächtlicher Geberde wies sie mit dem Daumen der rechten Hand hinter sich nach der Wohnung der Hebamme. Das Gericht sollte nur kommen; sie würde schon sehen, wer Recht behalten würde; sie kenne die Praktiken, wisse, wie es gemacht wird; das Geld sei gestern fort gewesen, und kein Anderer als die Hebamme habe es gehabt.

Der Gendarm ging. Er habe nun nichts mehr hier zu thun, sagte er; er würde Bericht erstatten, genau so, wie er die Sache gefunden hätte, und sie, die Frau Ziegler, möchte nun zusehen, wie sie mit der Frau Quint fertig würde.

Gegen Mittag desselben Tages kam die verwitwete Steuerkontrolleurin Ghm zu der Alten. Sie sprach nur im Vorbeigehen vor, um sich nach dem Ergehen der „lieben Nachbarin“ zu erkundigen, wie sie sagte; in Wahrheit aber war sie gekommen, um ihre Neugierde betreffs des gestrigen Vorfalles, der mit mancherlei Ausschmückungen schon durch die ganze Stadt getragen worden war, zu befriedigen.

Frau Ziegler erzählte denn bald auch Alles haarklein, klagte der „lieben, alten Freundin“ das Leid, und wie sie augenscheinlich von dem Gendarm und dem Gerichte keine Gerechtigkeit zu erwarten hätte. Und die alte Freundin gab ihr hierin vollkommen Recht.

Sie mußte sich einen guten Advokaten, einen Sachwalter nehmen, meinte sie dann, dann würde die Sache schon mit dem ordentlichen Ernste behandelt werden.

Einen Sachwalter? — Die Alte horchte auf. —

„Ja, wo aber einen erlangen?“ fragte sie.

„Ach, da ist ja mein Bruder,“ entgegnete Frau Ghm, „der Herr Handelsstaedt, wenn Sie zu dem einmal hingehen wollten, liebe Freundin. . . . Der hat so viele Sachen schon, und noch viel schwierigere als die Ihre, zu einem glücklichen Abschlusse gebracht. . . .“

Sie wollte sich die Sache überlegen, sagte die Alte, und Frau Ghm meinte: „Ja, überlegen Sie nur, und dann gehen Sie heut noch hin!“ und damit empfahl sich die Dame.

Frau Ziegler überlegte nicht lange; schon nach dem Kaffee war sie bei dem Rechtskonsulenten.

Der hörte den Fall an, strich sich ein paar Mal mit der rechten Hand von hinten über seine kahle Platte, putzte dann die Brillengläser, schob die Brille auf die Nase und schlug einige dicke Bücher auf, in

denen er umständlich und langsam nachzuschlagen begann, indem er dabei dann und wann etwas Unverständliches vor sich hin murmelte und dazu eine höchst feierliche Miene aufsetzte und hin und wieder mit dem Kopfe nickte.

Die Alte bekam bei diesem Gebahren einen großen Respekt vor dem gelehrten Manne, war fest überzeugt von der Wahrheit, als er ihr endlich sagte, daß die Sache sich würde machen lassen, und als er fünf Mark Kostenvorschub schließlich verlangte, war sie eigentlich recht erstaunt, daß der Mann nicht mehr gefordert hatte.

„Es ist ein wohlwollender Herr,“ sagte sie zu sich selber, als sie auf der Straße stand, und höchst befriedigt ging sie nach Haus.

In den nächsten Tagen lief die Alte in der Stadt umher und erzählte Allen, die es hören wollten, daß die Hebamme Quint versucht hätte, sie zu bestehlen, daß sie es ihr aber eintränken wollte. Sie hätte jetzt einen Advokaten, und der würde die geschwollene Person schon „in Nummer Sicher“ bringen.

Der Anwalt der Frau Ziegler, Herr Handelsstaedt, reichte auch wirklich gegen Frau Quint eine Klage ein, natürlich nur wegen Beleidigung; aber das Resultat war, daß die Hebamme, die von den Erzählungen der Frau Ziegler Nachricht erhalten hatte, auch einen Anwalt nahm, der gegen die Nenti re auf Beleidigung und Verleumdung klagte.

Der Gerichtstag kam; die Alte brachte wieder ihre Erzählung von dem verschwundenen Fünfhundertthalerschein, dem Zuschlagen der Thür und der Prophezeiung der Kartenlegerin an; aber bei den Herren fand sie damit, wie es nicht anders sein konnte, noch weniger Glauben als bei dem Gendarm.

Der Vorsitzende des Gerichtshofes wusch ihr aber so energisch den Kopf, daß die Alte ganz irre wurde, und als der Spruch gefällt wurde, der unter Annahme widerlicher Umstände für beide Inculperten, der Hebamme für eine einfache Beleidigung fünfzehn Mark, ihrer Gegnerin aber wegen Beleidigung und Verleumdung dreihundert Mark Geldstrafe oder sechzig Tage Gefängniß und dazu noch Tragung von drei Vierteln der entstandenen Kosten zuerkannte, da war Frau Ziegler wie vor den Kopf geschlagen.

Ihr so viel Strafe und der Hebamme fast gar nichts? . . . Sollte der Anwalt, den sie gehabt hatte, schlecht gewesen sein? . . .

„Das Gericht sei gegen sie eingenommen gewesen,“ sagte ihr Herr Handelsstaedt, als sie aus dem Gerichtssaal gingen, und dabei nahm er bedächtig eine Prise.

Das Gericht gegen sie eingenommen, das konnte schon möglich sein. . . . Zustimmung nickte die Alte mit dem Kopfe.

„Was ist da zu machen?“ fragte sie.

„Man muß Berufung einlegen,“ sagte der Konsulent, „an ein höheres Gericht gehen, in die nächste große Stadt. Da kennt man Sie nicht, kennt auch die Hebamme nicht, und man wird gerechter urtheilen. Ob er das thun solle?“ fragte er zum Schlusse noch.

„Sie werde sich die Sache überlegen,“ sagte die Alte. In Wahrheit war sie mit sich schon lange im Reinen, sie legte unter allen Umständen Berufung ein; aber was sie abhielt, dem Konsulenten sofort den Auftrag zu erteilen, war, daß sie in dessen Fähigkeiten nach dem schlechten Ausgange des Prozesses doch einiges Mißtrauen setzte.

Sie ging nun zu einem wirklichen Rechtsanwalt, der auch in dem Städtchen vorhanden war. Der ließ für eine Konsultation sich das Honorar vorweg bezahlen, dann ließ er die ganze Angelegenheit sich haarklein berichten, nahm auch Einsicht in die Akten und in die Abschrift des ergangenen Urtheils, und endlich rieth er der Alten sehr entschieden, sich bei demselben zu beruhigen, da sie bei weiterem Verfolg des Prozesses nur neue Kosten, aber keine andere Entscheidung zu erwarten hätte.

„Sie steden alle unter einer Decke, die gelehrten Herren,“ dachte die Alte, als sie auf dem Nachhausewege war, und noch am selben Tage erteilte sie dem Konsulenten Handelsstaedt den Auftrag, den Prozeß fortzuführen.

Diesmal mußte sie einen größeren Vorschub von dreißig Mark erlegen, weil es bis an die große Stadt

ging, aber sie gab das Geld nach einigem Zögern, hoffte sie doch, an der Feindin sich rächen zu können, die seit dem Gerichtstage triumphirend im Städtchen umherlief.

Dem Konsulenten gelang es auch, etwas im Urtheil zu finden, auf Grund dessen er einen neuen Prozeß in der höheren Instanz anstrengen konnte; er arbeitete eine ganz schöne Rede aus, mit der er die Strafe für seine Klientin hoffte ein wenig herunterdrücken zu können; aber er hatte keinen Erfolg, das Urtheil blieb dasselbe.

Die Alte war außer sich; die Hebamme triumphirte.

Frau Ziegler verließ schließlich das Haus, in dem sie seit Jahren gelebt hatte, weil sie mit der Hebamme nicht zusammenwohnen konnte; aber auch in ihrem neuen Heim hatte sie Verbdrücklichkeiten.

Wenn sie über den Hanssack ging, blieben die Frauen stehen und zischelten miteinander; auf der Straße schrien ihr die Kinder nach.

Eines Tages hatte sie im Korbe Holz geholt, und als sie über die Straße nach Hause ging, kam die Hebamme Quint mit noch zwei Frauen vorüber. Ihre Feindin sah sie höhniisch an und machte eine Bemerkung zu den beiden Frauen, worüber diese spöttisch zu lachen angingen.

Frau Ziegler ergrimmte darüber so, daß sie ein Stück Holz aus ihrem Korbe nahm und damit nach ihrer Feindin warf, die sie unglücklicherweise an der Stirne traf.

Ein neuer Prozeß, neue Strafe an Geld und neue Kosten für die Alte waren die Folge.

Nun nannte man in der Stadt die Alte allgemein die „Prozeß-Zieglerin“; Jedermann mißte sie und ihre früheren Freundinnen gingen ihr aus dem Wege. Selbst Frau Ghm, die Kontrolleurswittwe, besuchte sie nicht mehr; wenn sie in Gesellschaft war, erzählte sie, die Alte wäre ganz wild gewesen auf die Fortführung des Prozesses, obgleich ihr Bruder ganz entschieden abgerathen hätte, und jedesmal schloß sie dann mit einer bezeichnenden Handbewegung. „Und, sehen Sie, wenn sich Jemand durchaus zum Schaden sein will, weshalb sollte ein Konsulent nicht sein Geschäft wahrnehmen? Mein Bruder war niemals gegen unsere liebe Nachbarin Quint; er und ich niemals — Gott bewahre.“ . . .

Selbstverständlich fand man darauf allgemein und versicherte es der Frau „Obersteuerkontrolleurin“ aufs Bestimmteste, daß sie und ihr „Herr Bruder“ sich ganz korrekt benommen hätten; „aber diese Zieglerin . . . nein, so eine Person!“ . . .

Frau Ziegler merkte bald, wie sehr sie vereinsamt war. Wenn sie zum Markte ging und, während sie vorbei ging, gerade eine ihrer früheren Freundinnen aus ihrer Thür trat, dann schoß die gewiß sofort wieder zurück und trat sicher nicht eher auf die Straße, als bis die Nenti re weit vorbei war.

Auf dem Markte betrachteten die Frauen sie kaum, und wenn sie Jemand „Guten Tag“ bot, that man in den meisten Fällen, als hätte man es garnicht gehört.

Die alte Nenti re grämte sich umso mehr darüber, als man früher allgemein sich um ihre Gunst bemüht hatte, und all das Uebel, das sie traf, schrieb sie lediglich der Hebamme zu, die ihrer Meinung nach erst die Gerichte und nun die ganze Stadt gegen sie eingenommen hatte.

Die Alte wurde mit der Zeit menschenschen; sie ging zuerst höchst ungeru, und schließlich ging sie garnicht mehr aus dem Hause.

Nun sahen sie ihre Mitmenschen wieder mit anderen Augen an; für sie war sie nun nicht mehr die „Prozeß-Zieglerin“, sondern sie war eine ganz kuriose Person, ein Sonderling geworden, eine halb Berrückte, die von der ganzen Stadt wie ein Wunder angestaunt wurde.

Sobald sie sich am Fenster zeigte, blieben die gerade Vorübergehenden auf der Straße stehen und sahen sie neugierig an, und die Kinder pöckten Abends gar ihr gegen die Fensterscheiben, und sie freuten sich ungemein, wenn die Alte dann wüthend und mit der Faust drohend an das Fenster gelaufen kam. Keinem von den Großen fiel es ein, die Kinder zu schelten oder sie zu belehren.



Die alte Frau aber empfand Alles wie Kränkung und Schimpf; sie arbeitete sich immer tiefer in ihre Mißstimmung gegen Gott und die ganze Welt hinein. . . .

Da bekam man sie einige Tage lang garnicht zu sehen, und als man schließlich an ihre Thür pochte, die verschlossen war, gab Niemand Antwort.

Es mußte darauf eine polizeiliche Oeffnung der Wohnung vorgenommen werden, und da fand man die Alte erhängt an einem Bettposten. Auf ihrem Tische aber fand man in einem Porzellanleuchter eine niedergebrannte Talgkerze und daneben lag ein Häufchen Asche. Ein buntbedrucktes Gekchen Papier, das allein übrig geblieben war, gab davon Kunde, daß in dem Häufchen Asche die Hundshundertthaler-scheine zu suchen waren, die nirgends aufgefunden wurden.

„Ach, die arme Alte,“ sagten die Leute in der Stadt, und:

„Sie hatte schon immer so etwas an sich,“ meinten die früheren Freundinnen der Frau Ziegler.



## Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Fachtbruders. Von F. Niebeck.  
(Fortsetzung.)

Etwa vierzehn Tage hatte ich bei der Mutter gewohnt, als ich einen Brief vom Meister erhielt, der meine augenblickliche Rückkehr heischte.

Da blieb nichts übrig, als zu gehorchen. Am nächsten Morgen in aller Frühe marschirte ich nach der Stadt. Die Vorwürfe des Meisters waren gelinde. Am meisten schmerzte mich die Bemerkung: „Von Dir hätte ich mehr Treue erwartet.“

Am Fenster des Wohnzimmers saß Cäcilia und häkelte, anscheinend mit Seelenruhe. Ich grüßte hinauf — sie nickte leicht und vornehm. Es war also Alles wieder beim Alten, die Tage der Noth und des Schreckens waren vorüber, und Cäcilia war wieder die unnahbare, stolze Herrin. . . . In der Werkstatt befand sich nur Franz; er war dem Rufe des Meisters schon am vorhergehenden Tage gefolgt; „Hast Du gehört, wo der Meister war?“ fragte ich.

„Ja, ich mußte der Cäcilia gestern in der Küche helfen, da erzählte sie mir, der Meister sei von den Freimaurern mit einer geheimen Mission betraut worden, er habe einen Verräther des Ordens von Stadt zu Stadt verfolgen müssen.“

Ich glaubte diese Geschichte nicht, denn ich hatte mit eigenen Ohren vernommen, wie ein Herr aus der Loge der Cäcilia versicherte, daß die Loge keine Ahnung habe, wo der Meister sei. Das gute Wesen wollte uns Stiften neuen Respekt vor dem Meister einflößen und die peinliche Fluchtgeschichte mit dem Schleier der Glorie umspinnen.

Der Meister beauftragte uns, eine Anzahl Packlisten verschiedener Größe anzufertigen, und Johann, der Nachmittags eintraf, erhielt die Weisung, uns behülflich zu sein. Nach Beendigung der Arbeit wurde ich ins „Extrazimmer“ des Meisters gerufen. Er war festlich gekleidet und machte ein sehr ernstes Gesicht. „Fritz“, redete er mich in feierlichem Tone an, „Du warst stets ein braver Kerl und ich will Dich dafür belohnen. Du hast zwar noch ein Jahr zu lernen, aber ich will Dich heute schon zum Gesellen machen. Hier ist der Freischein. Sieh mir die Hand darauf, daß Du immer ehrlich und fleißig bleibst und Deinem Lehrmeister Ehre machen wirst und daß Du, wenn in der Fremde nach Deinem Lehrmeister gefragt wird, die Antwort geben wirst, daß er ein tüchtiger Meister und bestrebt gewesen sei, aus seinen Lehrlingen tüchtige Menschen heranzubilden. Versprich mir auch, recht oft an mich zu denken!“

Ein solches Glück kam zu überraschend und die Worte des Meisters waren zu überwältigend, als daß ich beides ruhig ertragen hätte. Ich Geselle! In Rang dem langen Lorenz und dem polnischen Lukas gleich. . . . Keiner sollte mehr ein Necht haben, mich zu ohrfeigen — sie mußten mich mit „Sie“ anreden. . . . Der Meister sagte, ich sei ein braver

Kerl! — jetzt, in letzter Stunde, erkannte ich seinen Edelmut und ich war gewiß undankbar gewesen — Ich drückte ihm die Hand — heiß und fest, und gitterte vor Aufregung am ganzen Körper. Und ich glaube, ich habe geweint. . . .

„Laß gut sein — sey Dich einen Augenblick!“ sagte er. „Wir können nicht länger beisammen bleiben, ich habe die Werkstatt verkauft — an einen Stellmacher.“

„Ach! . . .“

„Ja, und ich werde fortziehen von hier. Was wirst Du beginnen?“

„Ich — ich weiß es noch nicht.“

„Ueberleg Dir's; wenn Du Lust hast, hier zu bleiben, so will ich Dir einen Meister besorgen, bei dem Du noch etwas lernen kannst.“

Johann bekommt heute auch den Gesellenschein, obwohl er noch ein halbes Jahr zu lernen hat und ich nicht ganz zufrieden mit ihm war. Franz jedoch besitzt noch nicht die genügenden Kenntnisse; er muß zu einem anderen Meister in die Lehre. — Ich bleibe noch drei Tage hier; so lange kannst Du mein Gast sein, dann reise ich fort — nach Amerika.“

Als ich das „Extrazimmer“ verlassen hatte, machte ich einen so hohen Freuden sprung, daß ich fast die Treppe hinabgestürzt wäre. Geselle — Geselle! jubelte und frohlockte es in mir. Geselle! jauchzte ich, als ich in die Werkstatt kam.

„Geselle? Bist Du von Sinnen?“ fragten die Anderen erstaunt.

„Geselle! — hier ist mein Freibrief!“ erklärte ich und betrachtete mein Gesicht in dem schmalen Wandspiegel. Ich entdeckte die ersten Schnurrbarthaare. . . .

„Weißt Du was, wir gehen in die Fremde,“ sagte Johann, als er eine Viertelstunde später gleichfalls den Freibrief in der Hand hatte.

„Natürlich, in die Fremde.“

„Ich geh mit — ich geh mit!“ rief Franz.

„Ich mag nicht weiter lernen.“

„Du mußt doch Papiere haben, sonst sperrt Dich ja der Gendarm ein.“

„Das ist mir einerlei,“ rief er leidenschaftlich.

„Der Ortsvorsteher muß mir ein Zeugniß ausstellen. Er thut's — er hat mich gerne — meine Mutter war als Mädchen seine Liebste. . . .“

Wir beschloßen, am dritten Tage gemeinschaftlich in die Fremde zu gehen. Vorläufig wanderte ich zu meiner Mutter. Sie freute sich sehr, als ich ihr den Gesellenschein zeigte. Ihre erste Sorge war, mir Arbeit bei einem Dorfischler zu verschaffen, und sie war sehr traurig, als ich ihr sagte, daß es mein fester Entschluß sei, in die Fremde zu gehen. Sie weinte und klagte und sagte: „Wie wird Dir's ergehen? Wer wird Dich aufnehmen? Du gehst ja zu Grunde in der fremden Welt! Du weißt noch nicht, was es für schlimme Menschen giebt. . . .“

Ich tröstete sie, so gut ich es vermochte, und versprach ihr, höchstens bis Patschkau, Dittmachau oder Münsterberg zu gehen.

Und sie half mir meine Sachen zusammenpacken, und die Thränen rannen ihr dabei über das treue Gesicht.

### Zweites Kapitel.

#### Fort aus der Heimath.

Das sind die echten und schönsten Frühlingstage, wenn die Hügel und Abhänge noch weithin leuchten im weißen Schneegewande, die Sonne jedoch all ihre Strahlenpracht entfaltet und sommerliche Gluthen ausströmt, wenn die Wasser des schmelzenden Eises gleich lustigen, waldfrohen Quellen allüberall plaudern und rieseln und rauschen und die ersten Staare von der Wanderschaft kommen. Das ist eine Zeit der Ahnungen und Hoffnungen, der Wunder und des Werden's. Aus Schnee und Fenchte heraus bringt ein so unnenbar zartes, sommerfrisches Grün, wie es kein Spätfrühling und kein Sommer zu zaubern vermögen; am Wegrand zwischen welken Gräsern und verdorren Blütenstengeln des Vorjahres entdeckt das stammende Auge des Wanderers die ersten neugeborenen Blätter, gekräuselt noch,

und dennoch vollkommen vollendet in der Form und von unendlicher Zartheit und Feinheit. Und unwillkürlich späht das trunksene Auge nach den ersten Blüten — nach Maiglöckchen und Schneeglöckchen, nach Veilchen und Schmirgeln und Anemonen, es sucht in der Luft nach Schmetterlingen, es sieht in der Weite die klarblauen Berge und das weiche, schöne, bunte Land, welches hinter den fernen Bergen liegt; es weiß, daß jenseits der Berge neue Provinzen und Länder und Reiche liegen, bewohnt von Menschen mit anderen Sitten und Gewohnheiten und anderer Sprache, und erfüllt von neuen Wunderwerken. Die Wandersucht entfaltet ihre Schwingen, das Herz jauchzt auf in wilder Freiheit'slust, der Hut fliegt wirbelnd empor. . . . Vorwärts — vorwärts! Die Welt ist groß und weit und herrlich, und sie birgt des Glückes so viel! Vorwärts, du leuzfrische Jugend! suche dein Glück, stille deinen Erkenntnißdrang, erbere, daß du besitzest! O, welch ein Segen, in solcher Zeit zu wandern, wo der Frühling seine unveräußerlichen Rechte geltend macht und von Tag zu Tag neue, köstliche Ueberraschungen bereitet! . . .

Drei blutjunge Handwerksburschen zogen rüstigen Schrittes dahin auf der halbtrockenen Landstraße. Zum ersten Male geschah es, daß sie die Grenze des heimathlichen Kreises überschritten, und als sie im Vorbeimarsch die Inschrift auf dem Grenzsteine lasen, war ihre Wanderlust ein wenig gedämpft durch Gefühle der Scheu und Bangigkeit. So weit schon fort von der Heimath, auf fremder Straße, ohne Ziel, ohne Obdach! . . . Wohin wird sie führen, die Straße? Welche Dörfer und Städte werden die vogelfreien Wanderer schauen? Geht es dem Glück entgegen oder dem Verderben?

In den ersten Stunden des Wanderns hatten sie lustig und übermüthig gesungen; sie hatten sich so schrankenlos frei gefühlt, wie die Vögel des Himmels, wie die Rehe des Waldes; jetzt aber waren die sangesfrohen Lippen verstummt, und mit der ersten Müdigkeit war die bange Ahnung über sie gekommen, daß das Wandern wohl doch nicht ganz so schön sei, als sie einst in glühendem Freiheitsdrange geträumt und geglaubt hatten. Es ist ein eigen Ding, zum ersten Male in der Fremde zu weilen, mit dem Bewußtsein, daß man das liebe Elternhaus, in dem man noch in der vergangenen Nacht geschlafen, lange Zeit, oder vielleicht garnicht mehr wiedersehen soll, und mit dem beängstigenden Empfinden, daß man fortan ganz und gar auf die eigene, noch nicht erprobte Kraft angewiesen ist; daß man unter unbekanntem Menschen sein Prot erkämpfen und im Nothfall gar erbetteln soll, und daß man alsdann zu dem armen Jagdwild gehört, nach dem von Gendarmen und Bütteln mit Vorliebe gefahndet wird. Die Sonne strömt eine unergründliche Belebungs-kraft — eine tiefgeheimte Macht aus, von der die Menschen nichts wissen und an die sie nicht glauben wollen, obgleich das Wunder sich an allen Sonnentagen millionenfach wiederholt. Nicht weil das heitere Leuchten heitere Stimmungen erweckt und überall Glorienglanz verbreitet und Schönheit zaubert, wohin es dringt, oder weil es den Kreaturen angenehm ist, in der himmlischen Wärme zu wandeln — nicht dadurch allein erwacht in den Gemüthern beim Sonnenleuchten neue Lebensfreudigkeit, sondern die Fluthen der Lebenspenderin üben eine unmittelbare Kraft auf das kreisende Blut aus. Sie bringen es in raschere Wallung, erzeugen Stärke, feuriges Wollen und kühnen Wagemuth; sie drängen es zu frischer Lebensbethätigung und regen es auf bis zur Ermattung — ein einziges Wölkchen aber, das sich vor die Sonne schiebt, kann dieser kraftpendenden Thätigkeit ein jähes Ende bereiten. Und neigt sich die Tageskönigin zum Niedergange, so erschaffen die straffgespannten Segel des sonnigen Muthes, es beschleicht die Seele ein elegisches Gefühl der Ohnmacht und eine wahre Sehnsucht nach Heimath und Frieden und stiller Liebe. . . .

Früh im Morgenstimmer  
Biegt der Wanderer aus,  
Aber Abends immer  
Müht er sein zu Haus.

(Fortsetzung folgt.)







Der Siebenschläfer. Nach einem Gemälde von Otto Gebler.



## Die Nihilistin.

Roman von Souja Kowalewka.

Aus dem Russischen übersetzt von Louise Glack-Tollstaneann.  
(Fortsetzung.)

Obgleich Wjera schon nach den ersten Minuten Wasilzew's Brief nicht nur auswendig wußte, sondern auch sogar sein äußeres Aussehen ihrem Gedächtniß sozusagen eingeprägt hatte, verging doch kein Tag, ohne daß sie dieses kostbare Papierschreiben gelesen und wieder gelesen hätte. In der ersten Woche nach Erhalt des Briefes lebte sie dieser Freude; später galt all ihr Sinnen der Erwartung des nächsten.

Gleich allen Menschen, die ausschließlich einem einzigen Gedanken, einem Interesse leben und sich deshalb unwillkürlich auf eine passive, zuwartende Rolle zu beschränken gezwungen sind, wurde Wjera auf einmal ungeheurer abergläubisch. In jeder Kleinigkeit erblickte sie jetzt eine gute oder schlechte Vorbedeutung, ein gutes oder schlechtes Zeichen. Es zeigte sich bei ihr plötzlich die kindische Gewohnheit, zu errathen. Wenn sie des Morgens erwachte, kam ihr von ungefähr der Gedanke in den Kopf: „Wenn Anisjas erste Handlung beim Betreten des Zimmers sein wird, mich zu begrüßen, so wird das ein Zeichen sein, daß Alles glücklich abgelaufen und bald ein Brief kommen wird; wenn sie aber kein Wort sprechen, vorerst zum Fenster gehen und den Vorhang aufziehen wird, dann ist dies ein böses Vorzeichen.“ Es brauchte bloß ein so dummes Gedanke aufzuschimmern, so begann Wjera, gegen ihren Willen aufgeregt, mit pochendem Herzen das Erscheinen der Dienerin zu erwarten, und nachher war sie den ganzen Tag fröhlich oder traurig, je nach der Antwort, welche ihr Pythia gab.

Ungeachtet der Schwierigkeit der Korrespondenz fand Wasilzew die Möglichkeit, Wjera im Laufe des Sommers und des folgenden Herbstes drei Briefe zu schicken. Als er sich vergewissert hatte, daß die Briefe unverfehrt an die Adressatin gelangten, begann er immer ungezwungener und inniger zu schreiben. Der letzte Brief war besonders zärtlich und ermunternd. Wasilzew klagte allerdings nebenbei über einen hartnäckigen Husten, den er auf keine Weise los werden konnte, aber im Allgemeinen schien er aufgeräumter Stimmung; zum ersten Male berührte er sogar bestimmte Pläne für die Zukunft. „Man giebt mir Hoffnung,“ schrieb er, „daß meine Verschickung ein Ende haben wird. Aber selbst wenn sich diese Hoffnung nicht bewahrheiten sollte, wirst Du doch binnen zweieinhalb Jahren volljährig, und dann kannst Du selbst über Dein Schicksal entscheiden. Mein theures Mädchen! Wenn Du nur wüßtest, welchen wahnwitzigen Träumen sich manchmal Dein alter, mürrischer, Dich liebender Freund hingiebt!“

Wjera konnte sich vor Freude nicht fassen, als sie diesen Brief erhielt. Jetzt verzweifelte sie nicht mehr an der Zukunft. Zweieinhalb Jahre — keine Ewigkeit; sie vergehen, und dann hält nichts in der Welt sie ihrem Geliebten fern.

Aber ach! Auf diesen frohen Brief folgten keine anderen. Der bekannte Kaufmann verreiste unglücklichweise für längere Zeit in Geschäftsangelegenheiten. Er versprach zwar, daß in seiner Abwesenheit sein Kommiss die Briefe übergeben werde, aber eine Woche nach der anderen verstrich — es kam keine Nachricht. Wjera glaubte jetzt so fest an das Glück, daß sie anfangs beim Ausbleiben der Briefe so gar nicht sonderlich besorgt war; sie ersann alle möglichen Ursachen, um hierfür eine Erklärung zu finden. Nach und nach wuchs ihre Unruhe, und bald wurde sie zu einem sie völlig ausfüllenden Gefühl. Alle ihre Gedanken richteten sich auf Eines — einen Brief zu erhalten. Tagsüber horchte sie, ob nicht etwa der Kaufmann Jemanden hergeschickt habe; Nachts träumte ihr, man übergebe ihr ein Couvert mit der lieben Handschrift.

Die Anal dieser vergeblichen, ermüdenden Erwartung in jedem Augenblick ward oft so unerträglich, daß es ihr ganzes Wesen erschütterte. Manchmal zeigte sich bei ihr sogar Bitterkeit und Groll gegen Wasilzew. „Wäre ich ihm nicht begegnet, ich lebte ruhig für mich, wie meine Schwestern leben!“

dachte sie mit Bedauern in Anfällen kleinmüthiger Schwäche. Einmal erhob sich in ihrer Seele ein solcher Sturm einander widersprechender, quälender Gefühle, daß sie in einem Anfall von Joren seinen letzten Brief ergriff und in kleine Stücke zerriß. Aber als das weiße, zerrissene Papier die Diele besäete, erwachte in ihr auf einmal Aene und zeigte sich eine Art Ekel vor sich selbst, als hätte sie die Hand erhoben gegen das, was ihr am Theuersten war. Eine ganze Stunde verbrachte sie damit, die kostbaren Stückchen zu sammeln und sie auf einem reinen Papierbogen aneinander zu kleben.

Draußen ist wieder Frühling, und noch immer sind keine Nachrichten da. Bei schönem Wetter bestieg Wjera den Abhang, von dem sie auf das Nachbargut sehen konnte, und saß stundenlang auf der alten, halb zerfallenen Bank in stumpfer, schwermüthiger Apathie.

Einmal saß sie so wie gewöhnlich dort; plötzlich erblickte sie den Posttarantak, der von der Landstraße her in der Richtung nach Wasilzew's Haus zurückkam. „Was bedeutet das? Wohin fährt er?“ dachte sie, und ihr Herz schlug heftig und rasch. „Fährt er vielleicht vorbei ins Nachbardorf? Nein! Sieh da, er eilt lärmend über die alte, morsche Brücke. Jetzt ist er in die Allee eingebogen. Dort giebt's keinen anderen Weg mehr. . . . Gott, wer ist das?“

Die Erregung, die sie ergriff, war so stark, daß ihre Füße schlotterten und sie kaum im Stande war, sich zu erheben. Das Herz that weh von einer krankhaften Ahnung und gleichzeitig lief ein Freudensehauer über sie. „Ich werde doch wenigstens erfahren . . . Alles ist besser als Ungewißheit!“

Nach das Tuch um die Schulter werfend, schlug sie laufend die Richtung zum Nachbargut ein. Aber als sie dem Hause näher kommt, werden ihre Schritte langsamer und langsamer; immer schmerzhafter, qualvoller krampt sich ihr das Herz zusammen. Im hohen Gras vor dem Thore steht der leere Tarantak. Der Kutscher zieht die Mähne ab, wischt sich den Schweiß vom Gesicht und macht sich an den Pferden zu schaffen. Die Hauptthür auf der Terrasse, so lange Zeit verschlossen, steht jetzt weit offen. Wjera tritt ins Vorzimmer, in den Salon — Niemand da. Es riecht nach Nässe, nach unbewohnten Räumen; durch die halbgeöffneten Läden fällt schwaches Licht herein.

Die Möbel, die Stühle, der Tisch, der Divan stehen ganz so wie am Tage seiner Abreise herum. Die Erinnerung an jenen furchtbaren Morgen ergreift sie auf einmal ganz.

Aus seinem Arbeitszimmer vernimmt man das Geräusch von Stimmen. Wjera geht hinein, der alte Hausverwalter beschäftigt sich mit den Fensterläden, die nicht nachgeben, weil die Schrauben verrostet sind. Die ehemalige Köchin, einen großen Bund Schlüssel in der Hand, trocknet mit der Schürze ihre Thränen. Im Halbdunkel kann Wjera nur mit Mühe noch drei Gestalten am Schreibtisch unterscheiden. In der einen erkennt sie endlich den Kreisrichter, die beiden Andern — ein Mann und eine Frau — in Reisekleidern sind ihr gänzlich unbekannt.

Als endlich die Läden geöffnet sind, erkennt auch der Kreisrichter Wjera und geht auf sie zu.

„Hier, erlauben Sie, die Herrschaften Solubinski vorzustellen, die Verwandten unseres armen Michail Stepanowitsch. Dieser Tage erhielten sie die amtliche Nachricht, daß ihr Cousin in Wjatka an Schwindsucht gestorben ist. Gestern kamen sie zu uns in die Stadt und wandten sich an mich, daß ich sie auf das Bestigthum bringe; nach dem Befehle gehört das Stammgut ihnen. . . .“

Diesmal erwies sich die Natur erbarmungsvoll für Wjera. Als sie die entsetzliche Nachricht vernahm, verlor sie das Bewußtsein. Sie wurde von einem Nervensieber ergriffen. Wochenlang lag sie im Delirium. Die Genesung schritt langsam fort.

Wjera lehrte allmählich zum Leben zurück und sie empfand jetzt, wie alle Nekrolaleszenten nach einer schweren Krankheit, im höchsten Grade die physische Freude an der Existenz. Mit dem den Genesenden eigenen Instinkt der Selbsterhaltung hielt sie jeden wichtigen, ernstesten Gedanken von sich fern; alle ihre

Sinne und Wünsche konzentrierten sich jetzt auf kleinliche Freuden und Leiden, woran das Leben der Kranken reich ist, und diese Kleinigkeiten erhielten in ihren Augen eine seltsame, unverhältnißmäßige Bedeutung; Alles bekam für sie wieder den Reiz der Neuheit — wie für ein Kind. Sie freute sich, wenn die Bouillon gut zubereitet, und weinte, wenn ihr Kopfstissen nicht so zu recht gelegt war, wie es sein sollte. Es war geradezu ein Ereigniß im Hause, als ihr gestattet wurde, zum ersten Male wieder das Flügelschen eines Brathuhns zu essen.

Als endlich die Zeit der vollständigen Genesung heran kam und das Leben wieder den gewohnten Gang annahm, kam ihr die Vergangenheit wie in einer Entfernung, wie unter einem Schleier vor.

Einmal, als sie bereits im Bette aufrecht sitzen konnte, brachte ihr der Vater Papiere, die sie unterfertigen mußte. Wjera zeichnete mit schwacher, zitternder Hand ihren Namen; in der Ahnung von etwas Schrecklichem, fragte sie sogar nicht, wozu dies nöthig sei.

Einige Wochen darauf, als sie schon völlig hergestellt war, theilten ihr erst die Eltern mit, daß Wasilzew vor seinem Tode ein Testament geschrieben habe, demzufolge er ihr einen Theil seines Vermögens vermachte.

Der Vater hielt sich aus Dankbarkeit für verpflichtet, ihr den Brief zu übergeben, den ihr Wasilzew vor seinem Tode geschrieben. „Du warst mir eine Tochter und eine Geliebte, Wjera!“ schrieb er ihr, „und jetzt im Sterben denke ich nur an Dich, Du wirst gleichsam eine Fortsetzung von mir sein. Mir selbst gelang es nicht, auf Erden etwas zu vollbringen. Mein Leben lang war ich ein müßiger, unthätiger Trummer; ich sterbe — und meine Spuren bleiben nicht — wie das Gras auf dem Felde, wovon in den Liedern die Rede ist, abgemäht und getrocknet wird und man die Stelle, wo es wuchs, nicht mehr sieht. Du aber, meine Wjera, bist noch jung, bist kräftig. Ich weiß, ich fühle, daß Du zu etwas Hohem berufen bist. Das, wovon ich nur geträumt, wirst Du vollbringen, das, was ich nur dunkel geahnt, wirst Du erfüllen!“

Mit einer tiefen, ihr ganzes Wesen erfassenden Andacht las Wjera diese Zeilen, die geschrieben waren von der um für die Ewigkeit erkalteten Hand. Es schien ihr, daß die Stimme aus jener Welt zu ihr spreche. Sie empfand jetzt nicht die leidenschaftliche, entrüstete Verzweiflung von ehehem; es war ihr, als hätte sich ein schwarzer Schatten über ihr ganzes Leben ausgebreitet und ihr für immer die Möglichkeit jedes persönlichen Glückes abgeschnitten.

Wjera's Krankheit hatte gleichsam auf einmal die ganze Richtung des Baranow'schen Hauses geändert und der langweiligen Periode der Ruhe und öden Stille ein Ende bereitet. Nach der Krankheit kam eine Veränderung nach der anderen. Die erste war ein sehr angenehmes Ereigniß, ein solches, das Alle schon längst wünschten und erwarteten — Lena wurde Brant. In die Gouvernementsstadt war ein neues Regiment verlegt worden, einer der Offiziere war der Urheber dieser glücklichen Veränderung. Das junge Ehepaar mußte jedoch bald nach der Hochzeit verreisen, da das Regiment in eine ganz andere Gegend Rußlands veretzt wurde. Lisa langweilte sich jetzt noch mehr als früher, fuhr zur Schwester mit der geheimen Hoffnung, unter den Kameraden des Schwagers für sich einen Bräutigam zu finden.

Derart vertheilte und zerstreute sich die Familie Baranow auf einmal. Die allgemeine Ruhe im alten Herrschaftshause erschien jetzt noch eintöniger als früher.

Aber dann gab es wieder ein neues, unerwartetes Ereigniß, weit entfernt ein fröhliches zu sein. Der Graf bekam eine Lähmung. Dieses Mal hat der Tod nur ans Fenster geklopft und ist vorbei gegangen, unheilbare Spuren zurücklassend. Dem Grafen wurden die Füße steif und das Gedächtniß schwach. Zum zweiten Male wurde er zum Kinde. Er lag in einem großen Voltaire-Stuhl, hatte den ganzen Tag Lannen, weinte, verlangte, daß man ihn wie ein Kind zerstreue. Der Umgebung wurde seine Manie, endlose Geschichten zu erzählen, immer



lästiger. Er sprach stundenlang, mit Mühe die Zunge bewegend, die Worte verdrehend, hundertmal ein und dasselbe erzählend und sich bitter gekränkt fühlend, wenn man ihm nicht zuhörte. Mos Wjera hatte die Geduld, den kranken Alten zu pflegen und wuschte seine immer mehr zusammenhanglos werdenden Reden zu verstehen. Die Stimmung der Gräfin, welche sich seit Lenas Hochzeit ein wenig erheitert hatte, fiel jetzt ganz; sie wurde ungeheuer fromm, umgab sich mit Gottesdienern, Mönchen und Pilgerinnen, und wandte sich von allem Weltlichen ab. Wjera, die beim kranken Vater Wärterin sein mußte, konnte jetzt an eigene Thätigkeit nicht einmal denken. Sie wurde allmählig von einer ergebenden, hoffnungslosen Npatie ergriffen. Es war das Ende ihrer gegenwärtigen Lebensweise nicht abzusehen, da die Aerzte sich dahin aussprachen, daß der Graf noch zehn Jahre leben könne.

Diese Vorhersage hat sich jedoch zum Glück nicht bewahrheitet. Drei Jahre später erschien eines schönen Tages ganz unerwartet der Tod. Der Graf schlief einmal ruhiger als gewöhnlich ein; als Wjera, über seinen anhaltenden Schlaf verwundert, den Vater wecken kam, fand sie ihn schon erkaltet.

Bei dem Leichenbegängnisse traf die Familie zum letzten Male zusammen und dann ging sie nach verschiedenen Richtungen gänzlich auseinander.

Die Gräfin berichtete ihren Töchtern, sie habe beschloffen, ins Kloster zu gehen. Der frühere Verwalter kaufte das Familiengut; beim Verkaufe blieb für jede der Töchter ein Kapital von zwanzigtausend Rubeln. Die älteren Schwestern nahmen das Leben der Offiziersfrauen wieder auf.

Wjera blieb jetzt allein in der Welt, vollständig Herrin ihrer selbst. Sie sann nicht lange nach und entschloß sich, nach Petersburg zu gehen und dort nach einer Thätigkeit zu suchen.

## IX.

In der ersten Zeit ihres Petersburger Aufenthaltes erfuhr Wjera nichts als Enttäuschungen. Sie überzeugte sich, daß Nützlichsein viel schwieriger ist, als sie geglaubt hatte. In ihren Augen bedeutete Nützlichsein entweder persönlich an der Vernichtung des Despotismus und der Tyrannei zu arbeiten oder Jene zu unterstützen, welche nach dieser Richtung arbeiten. Sie begriff nicht, daß man auch mit einfachen Mitteln nützlich sein könne. Aber an wen sich wegen Arbeit, die ihr angemessen wäre, wenden? Ihre Gespräche mit Wasilzew haben sie wenig für irgend eine Thätigkeit vorbereitet; sie trugen unverständlich den Charakter des Abstrakten, des Idealen. Dank Wasilzew hatte Wjera eine Anzahl revolutionärer Publikationen gelesen. Wasilzew hatte ihr in seinen Erörterungen ein erschütterndes Bild des ganzen Glücks entworfen, unter dem die Menschheit leidet, und ihr den Ursprung des Glücks in der Unterdrückung und Konkurrenz bestimme, nicht aber wie es sein sollte, in Freiheit und Einigung. Nicht bloß einmal hatte er die Rede auf die Märtyrer gebracht, auf alle zeitgenössischen Freiheitshelden, die ihr Leben und Glück für den Triumph der heiligen Sache opferten.

Und sie gewann diese Helden leidenschaftlich lieb und vergoß über deren Schicksal manche Thräne. Aber in keinem einzigen Gespräch war davon die Rede gewesen, was Wjera zu thun hätte, um selber jenen Helden ähnlich zu werden.

Und in den Jahren, die der Verhaftung Wasilzew's folgten, in den Jahren einsamen Nachdenkens blieb sie oft bei diesen Fragen stehen. Unaufhörlich verzehrte sie der Gedanke an die nächste Aufgabe, an den Bruch aller Verbindungen mit ihrer Familie, an das Verlassen jenes engen Kreises, in dem sie ihr Leben verbracht hatte. Ihre Unkenntniß der wirklichen Lebensbedingungen war eine so große, daß die Nihilisten in ihrer Vorstellung als eine Art regelrecht organisirter, geheimer Gesellschaft erschienen, die nach einem bestimmten Plane arbeitet und ein deutlich vorgezeichnetes Ziel zu erreichen bestrebt ist.

Deshalb zweifelte sie nicht daran, daß sie einmal nach Petersburg, in diesen nihilistischen Herd

der Agitation gerathen — unverzüglich für die große „unterirdische Armee“ angeworben werden und in derselben einen bestimmten Posten, wie bescheiden er auch sein mag, bekleiden wird.

Das waren die Träume während all dieser Jahre. Nun ist sie in Petersburg vollständig Herrin ihres Lebens, kann thun, was ihr beliebt. Nun und...? Ihr Ziel ist eben so unklar wie ehemals. Sie weiß nicht, wen aufzusuchen, ja sogar, wie die wirklichen Nihilisten zu finden. Eine große Enttäuschung bereitete ihr, zu erfahren, daß kein einziger dieser Nihilisten mir persönlich bekannt war, und daß ich sogar an den Bestand einer verbreiteten revolutionären Organisation in Petersburg nicht glaube. Das paßte garnicht zu ihren Kombinationen. Sie hatte etwas Besseres von mir erwartet. Nichtsdestoweniger erlaubte ich mir, ihr den Rath zu geben, sie möge in Erwartung einer besseren Beschäftigung die naturwissenschaftlichen Vorträge besuchen.

Diese Frauenkurse wurden gerade in Petersburg eröffnet.

Sie gehörte mir und begann die Vorträge zu frequentiren; allein ihr Geist war nicht nach dieser Seite gerichtet. Es gelang ihr nicht, das Niveau ihrer Kolleginnen zu erreichen, auf deren wissenschaftliche Interessen einzugehen. Die Mehrzahl dieser Kolleginnen waren junge Mädchen; sie arbeiteten eifrig, ein bestimmtes Ziel im Auge behaltend. Sie bestrebt sich, je eher, je lieber das Examen zu bestehen, damit sie Lehrerinnen werden und von ihrer eigenen Arbeit leben. Alle ihre Interessen konzentrierten sich vorläufig auf das Studium und die Professoren, die Vorlesungen, praktische Verufe bildeten den ausschließlichen Inhalt ihrer Gespräche. Sie litten durchaus nicht an Weltkummer. In Ruhestunden waren sie nicht abgeneigt, sich zu versammeln, und gelegentlich, das ist, jedesmal, wenn sich Studenten einfanden, konnten sie sich nicht enthalten, zu tanzen und zu kokettiren.

Das Alles entsprach offenbar nicht der melancholischen Ueberspanntheit einer Träumerin wie Wjera. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Wjera, obgleich sie ihnen mit ihrem Geldbeutelchen beistand, sie dennoch gleichzeitig wie Kinder behandelte und sich auch fern genug von ihnen hielt.

Auch das Studium befriedigte sie nicht. „Es wird noch Zeit sein, sich mit der Wissenschaft zu beschäftigen,“ dachte sie; „man muß vorher durchsetzen, daß der wichtigste Theil der Aufgabe erfüllt werde.“ Deshalb ließ sie mein Jureden, sie solle sich erst mit ihrem Studium befassen, ohne Antwort.

„Ich begreife nicht,“ sagte sie mir einmal, „wie man inmitten des uns auf allen Seiten umgebenden Glücks und unter dem Eindruck jener Leiden, über welche die Menschheit klagt, darin ein Vergnügen finden kann, die Augen der Fliegen unter dem Mikroskop zu betrachten; und doch hat sich unser guter Professor W. mit diesem höheren Gegenstand eine ganze Stunde lang beschäftigt.“

Als ich die Ueberzeugung gewann, daß Wjera an Naturwissenschaften wenig Geschmack findet, richtete ich ihr, sich mit der politischen Oekonomie zu befassen. Das Resultat erwies sich als ein gleiches. Die landläufigen Abhandlungen über politische Oekonomie trafen in ihr Ermüdung hervor, ohne in ihrem Kopfe irgend eine Spur zurückzulassen. Indem sie aus Studium ging, war sie schon im Voraus davon überzeugt, daß das die Autoren interessirende Ziel — die Wohlfahrt der Menschheit herbeizuführen, nur dann erreicht sein wird, wenn die Menschen Alles unter sich vertheilen und es nicht mehr Unterdrückung, noch Eigenthum geben wird. Sie hielt dies für eine unbestreitbare Wahrheit, an der zu zweifeln unzulässig und für die ein Beweis überflüssig ist. Wozu sich also den Kopf zerbrechen mit allen diesen Fragen von Arbeitslohn, Prozenten, Kredit, und mit einer ganzen Reihe so vieler langweiliger und verworrener Dinge, deren einzige Bedeutung darin liegt, den Verstand zu verwirren und die Menschen von ihren wahren Zielen abzulenken. In unserer Zeit hat kein anständiger Mensch das Recht, sich zu fragen: „Welches Ziel setze ich meinem persönlichen Leben?“ Er darf sich nur für die Wahl des kür-

zesten Weges interessiren, der zu dem vorgesteckten allgemeinen Ziel führt. Einem Russen kann dieser Zweck bloß die soziale und politische Revolution sein. Und auf diese Fragen giebt kein Lehrbuch der politischen Oekonomie eine Antwort; folglich ist es überflüssig, sie zu lesen!“

So raisonnirte Wjera mit mir. Und wie sehr es auch befremden mag — wir wurden dennoch Freunde. Unsere Zusammenkünfte wurden häufiger, und in den Gesprächen kam sehr oft persönliche Sympathie zum Vorschein. Dies erkläre ich mir durch den seltsamen Reiz, der Wjera eigen war.

Ihre Gesichtszüge waren so edel, jede ihrer Bewegungen war so anmüthig und harmonisch und es lag so viel Aufrichtigkeit und Naivität in ihrem ganzen Gebahren, daß ich mich davon seelisch befriedigt fühlte. Mit ihr zu debattiren war unmöglich, und es blieb mir nichts Anderes übrig, als zu bedauern, daß ihr Geist zu wenig entwickelt war und sie deshalb völlig gleichgültig gegen die erheblichen Errungenschaften der zeitgenössischen Zivilisation blieb.

Wjera zog mich allen ihren Bekannten vor. Allein sie konnte doch nicht begreifen, daß ich mich vollständig der Mathematik hingab. Es schien ihr, der Mathematiker sei ein Sonderling, der sich mit der Lösung von in Ziffern ausgedrückten Charaden beschäftigt. Man kann ihm diese Manie verzeihen, da sie recht harmloser Art ist, allein es ist schwer, sich einer gewissen Verachtung dieser seiner Schwäche zu enthalten.

So sah Jede von uns von der Höhe mit einer gewissen Herablassung auf die Andere. Aber das störte unsere Freundschaft nicht.

Inzwischen verstrich die Zeit und Wjera ward immer aufgeregter und ungeduldiger, als sie sah, daß sie noch nicht einen einzigen Schritt zur Erreichung ihres vorgezeichneten Zieles gethan hatte. Ihre Gesundheit begann darunter zu leiden, daß ihr seltsamer Wunsch, „sich der Sache zu widmen“, nicht Befriedigung fand, die rosigten Farben schwanden von ihren Wangen und der Ausdruck ihrer dunkelblauen Augen wurde täglich sinnender und trauriger.

Ich entsinne mich, wie wir einmal an einem fröhlichen Wintermorgen auf dem Newski spazieren gingen. Der Himmel war klar und die Sonne ergoß überall hin ihre hellen, grellen Strahlen. Man hätte denken können, daß irgend ein Wunder uns in dieses lichtvolle Reich verlegt habe, wovon unsere Volksgedanken erzählen. Silber glitzerte es von den Ladaischeiben, Silber glitzerte unter den Füßen und zerfloh um uns herum in kleine Flitter. Es liegt so viel Erfrischendes in der reinen Winterluft, daß man mehr Lust zum Leben bekommt. Ungeachtet der breiten Trottoirs konnten wir uns nur mit Mühe fortbewegen, da wir von allen Seiten von den Passanten gestoßen wurden. Männer, Frauen und Kinder mit hellem Roth auf den Wangen, das Kinn in die Pelze versteckt, athmeten Gesundheit und Fröhlichkeit aus. „Wenn man bedenkt,“ wandte sich Wjera plötzlich an mich, „daß sich unter diesen Menschen vielleicht gerade diejenigen finden, die ich so lange suche... Vielleicht könnte mehr als Einer mir das sagen, was ich so vergeblich zu erfahren suche. Weißt Du, jedesmal, wenn ich einem sympathischen Menschen begegne, bin ich bereit, ihn anzuhalten, ihn gerade ins Auge zu sehen und ihn zu fragen, ob er nicht Einer von ihnen ist.“

„Nur zu, bitte, genire Dich nicht meinerwegen!“ antwortete ich im ruhigsten Tone: „Sieh z. B. diesen Offizier mit den glänzenden, goldenen Epauletten, oder diesen musterhaften Advokaten, der Dich so selbstbewußt durch sein Monoloque betrachtet! Wirst Du nicht bei denen Dein Herumfragen beginnen? Ihr Aeußeres verspricht viel!“

Wjera zog die Schultern empor und senkte schwer. Gegen Ende des Winters ereignete sich etwas, das mit einem Male Wjeras Qualen ein Ende bereitete und ihr die Möglichkeit gab, zu entdecken, was sie suchte. Schon Anfangs Januar hatte sich das Gerücht verbreitet, daß an verschiedenen Orten Rußlands bedeutende Verhaftungen vorgenommen worden seien und es der Regierung gelungen sei, eine spitzfindig erfommene sozialistische



Verchwörung zu entdecken. Diese Gerichte wurden bald bestätigt: Im „Regierungsbote“ war ein amtlicher Bericht veröffentlicht, in dem den treuen Unterthanen mitgeteilt wurde, die Behörde habe es zu Wege gebracht, eine ganze Korporation politischer Verbrecher in der Zahl von fünfundsiebzig Personen dingfest zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

## Deutsche Sprachbelustigungen.

### Vierte Hampfel.

Von Manfred Wittich.

(Schluß.)

Zahlreich sind, wie schon einmal angedeutet, die Redensarten, welche dem geistlichen Leben und dessen Vorstellungsreichen entnommen sind. In einem Landsknechtsliede vergleicht der Verfasser denselben, der sich Jörg Graff nennt, seine edle Zunft mit einem geistlichen Orden, den Kaiser Maximilian gestiftet habe. Er meint, Fasten und Beten sei bei ihm zwar nicht im Schwang, das sollten Pfaffen und Mönche treiben, wohl aber hielten sie Prozessionen, feierliche Umzüge mit langen Spießen; ebenso hielten sie auch Kapitel (berathende und beschließende Versammlungen der geistlichen Ordensbrüder) ab, und zwar „mit Spieß und Hellebarben.“

An anderen Niederstellen wird von den Landsknechten spöttisch bemerkt, sie verständen sehr gut, ihren Feinden die Beichte abzuhören und ihnen die letzte Oelung zu geben, womit einfach das Todtschlagen derselben gemeint ist.

Dieser grausige Humor findet sich schon in der Spielmannspoese, welche die Reden der volkstümlichen Helden sage zuweilen in burleske, lustige Personen umgestaltet, um der Hörerschaft etwas zum Lachen zu bieten. Der abgeschlossene Typus dieser humoristischen Figur ist der Bruder des alten Hildebrand, des Schwertmeisters des Dietrich von Berne, der Mönch Ifsan, der im Gedicht vom großen Rosengarten eine bedeutende Rolle spielt; da er eine der ältesten Figuren deutscher humoristischer Dichtkunst ist, wollen wir bei ihm einen Augenblick verweilen.

Ifsan hat sich, wie mancher Ritter des Mittelalters gethan haben mag, nach Jahrzehnte langer blutiger Kriegesarbeit in Sorge um sein Seelenheil in das Kloster „Münchgezellen“ zurückgezogen, aber seinem Lehnsherrn Dietrich von Berne für den Fall äußerster Noth noch eine Kriegstreue mitzuthun gelobt. Diese Gelegenheit scheint nun, zwanzig Jahre nach Ifsans Eintritt ins Kloster, gegeben, da Kriemhild den König Gisel von Hunnenland, bei dem der Berner im Exil lebt, ausgefordert hat, zwölf Helden in den Rosengarten zu Worms zu senden, um zwölf Burgunderhelden, unter ihnen Siegfried, Kriemhildens Gemahl, im Zweikampf zu bestehen. Der Preis soll sein ein Kranz von Rosen und „ein Küssen und ein Halsen“ Kriemhildens selbst.

Es Reden hat Dietrich beistimmen, nun gilt's nur noch Ifsan zu holen. Mit tausend Mann wird gen „Münchgezellen“ gezogen. Wuthentbrannt heißt der alte Handegen seine frommen Mitbrüder, ihm sein Gewissen bringen, um gegen die Feinde, für die er Dietrich und die Seinen hält, in den Kampf zu gehen; er will sie alle tausend allein

bestehen, es müßte ihm denn das Schwert in der Hand zerbrechen. Auf dem Blachfeld erblickt er Hildebrand, seinen Bruder, und reunt ihn gewaltig an, worauf Jener sich zu erkennen giebt — wohl durch Abnehmen des Helmes — und ihm das Aufliegen Dietrichs eröffnet, da Ifsan trotzdem mit ihm kämpfen will. Hat Ifsan seinen Bruder schon um der Wormser Ausfahrt willen einen alten Thoren genannt, so scheut er sich auch nicht, den herbeikommenden königlichen Dietrich zu schelten, daß er als alter Knasterbart („du alter grise“ nennt er ihn) das Kämpfen und Heerfahren nicht lassen wolle. Er müsse doch ein alter Narr sein, daß er Kriemhildens Ausforderung Folge leisten wolle. Auf die Erinnerung an seinen Eid erwidert Ifsan, zu einer nöthigen Vertheidigung Bernes (Veronas) sei er bereit, zu der Wormser Narrenfahrt aber nicht. Hildebrand mahnt nun Ifsan an seine schuldige Brudertreue, und fest stellt Ifsan nur noch die Bedingung, daß der Abt des Klosters ihm Urlaub gewährt. Der alte Kaysalger-Adam erwacht wieder in ihm.

„Da schwang er ab die Kutte (die er bis dahin über der Rüstung trug) und ließ sie fallen in das Gras,“ und so eilt er zum Abt, um Erlaubniß zur Heerfahrt nach Worms zu erlangen. Hildebrand bemerkt, als er das Schwert Ifsans gewahrt: er habe da einen recht „übelen Predigerstab“ als Wehr. Der Abt macht aber Schwierigkeiten, es sei nicht der Mönche Recht, zu fechten und Blut zu vergießen. Ifsan dagegen droht, wenn den Gotenhelden in Worms ein Leid geschehe, müßten es die Klosterbrüder entgelten, dafür werde er, Bruder Ifsan, sorgen. Darüber erschrickt der Abt gewaltig und erteilt den gewünschten Urlaub, läßt auch auf Ifsans Wunsch alle Klosterbrüder kommen, von denen sich Jener verabschiedet und sie bittet, daß sie für ihn beten; er wolle ihnen zum Danke von Worms ein gut Theil Rosen mitbringen. Das versprochen sie denn auch. Als aber Dietrich und die Seinen mit Hildebrand fort sind, fluchen sie Ifsan und bitten den Himmel, er möge todtgeschlagen werden, weil er sie oft bei den Wärdern herumgezogen habe, wenn sie ihm nicht in Allem zu Willen waren. Unterwegs legt Ifsan seine Mönchskutte wieder an, was dem Fergen Vorpredigt, der die Helden über den Rhein führt, Anlaß giebt, allerlei höhrende Witze zu machen über diesen reitigen Priester, dessen Schriftkunst die Seelen von ihren Leibern scheidet. Als Fährgehd verlangt er Hand und Fuß der Uebergesetzten, verzichtet aber darauf, als Hildebrand, sein Freund von Alters her, sich als Ifsans Bruder vorstellt. In Worms angelangt, beginnen die Zweikämpfe, die alle siegreich für Gisels Mannen ausfallen. Ifsan wird dem Fiedler und Sänger Volker entgegengestellt, dem er entgegenschreitet im grauen Mönchsgewand über der Rüstung und „in den Rosen wüthet.“ Als Kriemhild ihm zuruft, ihm stünde besser an, zu Chore zu gehen und Messe zu lesen, beginnt er „sich in den Rosen zu wälzen“ und erklärt, er wolle deren so viel sich erstreiten, als er nur zu tragen vermöge. Kriemhild erzürnt darüber arg und auch Volker schilt den Ifsan: der Berner habe wohl seinen Narren hergeschickt. Ifsan erklärt dagegen, er wolle ihm schon beibringen, ob er ein „Thore“ sei und streckt ihm mit einem ungefügen Faustschlag

nieder, daß er in die Rosen fällt. Doch erhebt sich Volker wieder und im weiteren Kampf schlägt er Ifsan mit seinem Schwert-Fiedelbogen den „Predigerstab“ aus der Hand. Endlich aber besiegt Ifsan seinen Partner. Kriemhild trennt die Kämpfer und sagt, sie wolle Ifsans Abt klagen, daß er ihm zur Buße harte Fasten auferlegen solle. Ifsan antwortet ihr, das Fasten werde er thun, wenn er wolle. Dagegen sei die Buße, welche er und seine Genossen den Kämpfern von Worms auferlegt haben, diesen zu schwer gewesen, die Hälfte von ihnen läge ja schon todt. Des Sieges Preis muß ihm erteilt werden und der ungefüge Mönch reißt sie beim Küssen mit seinen Bartborsten blutig. Dann besiegt er noch 52 Burgunderhelden, um seinen 52 Klosterbrüdern die versprochenen Kränze mitzubringen. Nach der Heimkehr vertheilt er die Kränze auch an die Mönche, drückt aber dabei Jedem den bornigen Rosenkranz so derb auf den Kopf, daß Blut fließt. Er meint, es sei ihm auch nicht leicht geworden, die Rosen zu erringen, darum könnten sie ebenfalls deshalb etwas leiden. Nun erklären Jene, Ifsans Blutschuld auf sich nehmen und mit abbüßen zu wollen. Einige widerwillige Brüder knüpft Ifsan mit den Wärdern zusammen und hängt sie so über eine Stange, bis auch sie mürbe werden.

Wir haben uns bei der prächtigen Figur des Mönches Ifsan etwas länger aufgehalten, um den Hintergrund aus der deutschen Dichtung zu gewinnen, auf welchem der grimme Landsknechtshumor sich verständlich abhebt und erklärt.

Wenn Ifsans Stellung im Kloster so ist, daß selbst der Abt ihn fürchtet, so ist das ein Ausnahmefall. Gemeinlich hält die Anwesenheit des Oberhauptes die Brüder in Furcht und Ordnung. Anders ist's, wenn er den Rücken lehrt, oder gar über Land fährt. Da ging's wohl manchmal drunter und drüber, wie man das im Schulzimmer noch heute bei unserer Jugend sehen kann, wenn der Lehrer hinaus ist. Ja, sogar in preussisch-deutschen Kasernenstuben soll in Abwesenheit des „Jour-Habenden“ mancherlei Sonderbares vorkommen. Wenn die Stube aus ist, tanzen die Mänse, sagt heute in solchen Fällen das Sprichwort. Dasselbe sagt aber auch das andere: „Der Abt ist nicht zu Hause.“

In einem Kinderspiellied ist dieses noch erhalten, das ich als Kind in meiner Jugend auch noch mitgesungen habe und das heute noch lebendig ist. Da heißt es:

„Der Abt ist nicht zu Hause,  
Er ist bei einem Schmause!  
Wenn er wird zu Hause komm',  
Wird er schon getlingelt komm'!“

Dem katholischen Geistlichen, der einem Sterbenden die „letzte Wegzehrung“ bringt, geht ja der Küster oder Kaplan klingelnd voraus, damit sich die ihm Begegnenden vor den heiligen Kultgegenständen verneigen, bekrenzen oder niederknien. Unser Spiel- lied weiß freilich nicht mehr, daß dem Abt wohl nicht vorangeklingelt würde, wenn er bloß zum Schmause auswärts wäre. Oder sollen wir dem Urheber des Liedchens die satirische Bosheit zutrauen, daß der Abt einen Amtsweg mit Monstranz und Küster nur vorgegeben habe, um in Wirklichkeit lediglich einer Schmauserei beizuwohnen? Zutrauen wäre auch dies der spottfrohen Muse der deutschen Volkspoese.

## — Aus dem Papierkorb der Beil. —

**Der Siebenschläfer.** (In unserem Bilde.) Ei, der Tausend! Das ist denn doch zu arg. So etwas ist ihnen, den gutmüthigen, zottigen Wollthieren in ihrem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Während die Sonne bereits hoch am Himmel steht und ihnen schon seit einer Stunde der Magen knurrt, liegt ihr Herr und Gebieter noch ganz gemächlich in den Federn und schläft und träumt.

Hat er am vergangenen Abend etwa zu lange geschwärmt, hat er das „Neußerlein“ vor der Hütte seines Mädels gar bis nach Mitternacht getrieben? Freilich, die Liebe ist ja etwas zu Süßes, zu Verführerisches, das wissen die zottigen Vierfüßler, die sehnsüchtig harrend die Lagerstatt ihres Herrn umstehen, auch. Aber so alle seine Pflichten zu vergessen, das ist denn doch zu arg!

Freilich, Freund Tyras scheint darüber anderer An-

sicht zu sein; er hat es durchaus nicht eilig und nichts dagegen einzuwenden, wenn er in seiner privilegierten Stellung als Bettgenosse seines Herrn gemächlich noch ein Stündchen der Ruhe pflegen kann. Und einmal wird er ja doch erwachen, der Herr Gebieter. Laßt die Sonne nur erst ein wenig höher noch gestiegen sein, so daß die bligenden Strahlen, die nengierig durch die Thürhingen lugen, den jungen Faulenzler gerade ins Gesicht treffen; dann wird er sich schon die Augen reiben und erschreckt in die Höhe fahren.

Also nur noch ein wenig Geduld, ihr lieben Schäfelein! Lange wird es gewiß nicht mehr dauern, dann öffnet sich die Stallthüre wieder und hinaus geht wie alle Morgen auf die saftig-grüne Weide. Und gerade heute, da ihr so lange worten müßtet, wird euch das Frühstück um so besser munden!

## — Gedankenpflücker. —

Ob es einen Gott giebt oder drei — keinen Gott oder zehntausend — Kinder sollten genug zu essen haben, und ihre Haut sollte rein gewaschen sein. Das Herz jeder Mutter unter der Sonne sagt es, wenn sie eins hat.

Während man schon lange wußte und erklärte, daß die Armen kein Anrecht auf das Eigenthum der Reichen haben, wünschte ich, daß man ebenfalls wisse und erkläre, daß die Reichen kein Anrecht auf das Eigenthum der Armen haben.

John Austin.

## Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Herrn G. Macasay, Leipzig, Dörfstraße 14, richten.